

CIRCULARE

Für Mitglieder der
Sodalitas kostenlos

Unabhängiges Organ der klassischen Philologen und Altertumswissenschaftler in Österreich

Erstausgabe: 1982
jeweils jährlich

Nummer 2/2020

Herausgegeben von der Sodalitas

Juni 2020

Unterrichtsmaterial on Demand für COOL-Klassen

Eine Kooperation zwischen der Fachdidaktik Latein und dem Akademischen Gymnasium Salzburg



Studierende der Universität Salzburg zu Besuch im Akademischen Gymnasium (im Bild mit Margot Geelhaar und Hanna Lametschwandtner-Gugerell)

Im Wintersemester 2019/20 hatten Latein-Lehramtsstudierende der Universität Salzburg die Möglichkeit, im Rahmen einer Kooperation mit dem Akademischen Gymnasium Salzburg eine innovative Methode für selbstreguliertes Lernen und Lehren nicht nur kennenzulernen, sondern auch aktiv mitzugestalten und zu evaluieren. Durch das Projekt „Unterrichtsmaterial on Demand“ konnte somit eines der Hauptanliegen universitärer Fachdidaktik, die Verbindung von Theorie mit unterrichtlicher Praxis, verwirklicht werden. Die Studierenden hatten dabei die Aufgabe, für sogenannte „COOL-Klassen“ des Akademischen Gymnasiums konkret benötigte Übungs- und Lernmaterialien fertig ausgearbeitet zur Verfügung zu stellen. Zudem konnten sie den Einsatz ihrer Materialien in der Schule mitverfolgen, die Schüler/innen beim Erarbeiten der vorgegebenen Lerninhalte beobachten und bei Bedarf unterstützend eingreifen. Auch die Lehrperson profitierte von der Zusammenarbeit, erhielt sie doch durch die studentischen Arbeiten Anregungen für den eigenen Unterricht und wurde bei der – wie auch die Studierenden bald feststellten – aufwändigen Vorbereitungsarbeit entlastet.

Worum handelt es sich aber bei dem COOL-Schwerpunkt des Akademischen Gymnasiums? COOL – **CoOperatives Offenes Lernen** – ist eine Lehrer/-inneninitiative für mehr Selbstständigkeit und Eigenverantwortung im Bildungsbereich. Das Akademische Gymnasium hat im Schuljahr 2017/2018 einen eigenen COOL-Zweig implementiert und führt bis jetzt drei Klassen von der fünften bis zur siebten Schulstufe mit diesem Schwerpunkt.

Essentieller Bestandteil dieser Methode sind die drei COOL-Prinzipien, die auch am Akademischen Gymnasium gelebt werden: Freiheit, Kooperation und Selbstverantwortung. Diese Begriffe gehen auf ein didaktisches Konzept von Helen Parkhurst aus dem Jahre 1922 zurück.

Dabei handelt es sich nicht um ein fix fertiges und starres Modell, sondern um eine geistige Haltung, die die Wertschätzung aller Beteiligten zum Ausdruck bringen soll und die immer weiterentwickelt wird. Jede Schule, die COOL-Unterricht anbietet, gestaltet ihren Unterricht anders. Am Akademischen Gymnasium beteiligen sich fast alle Unterrichtgegenstände an COOL (neben Latein u.a. auch Mathematik, Englisch und Deutsch). Gewisse Stundenblöcke – je nach Schulstufe im Ausmaß von vier bis acht Wochenstunden – sind direkt im Stundenplan für COOL reserviert. Zu Wochenbeginn erhalten die Schüler/-innen neue COOL-Arbeitsaufträge der verschiedenen Unterrichtgegenstände, wobei ihnen freisteht, in welcher Reihenfolge sie diese bearbeiten wollen. Nach jedem Tages-COOL-Block, der in der Regel zwei Unterrichtseinheiten umfasst, werden die Arbeitsaufträge wieder abgegeben, da die Aufgaben in den dafür vorgesehenen Schulstunden bearbeitet werden sollen und nicht etwa zu Hause. Ein COOL-Auftrag setzt sich aus Pflicht-, Wahl- und Bonusaufgaben zusammen. Die Pflichtaufgaben dienen der Sicherung des Unterrichtsertrags (dabei können Stoffgebiete neu erarbeitet, vertieft oder geübt werden), innerhalb der Wahlaufgaben können sich die Schüler/innen bestimmte Arbeitsaufträge aussuchen und die Bonusaufgaben dienen der freiwilligen Schwerpunktsetzung in einem Fach, das die Schüler/innen am meisten interessiert.

Wichtiger Bestandteil der Methode sind auch regelmäßige COOL-Besprechungsstunden aller Klassenlehrer/innen, um den Austausch und die Vernetzung untereinander anzuregen und das Teambewusstsein zu stärken. Jene Lehrer/innen, die sich in diesen Zweig einbringen und COOL unterrichten wollen, müssen eine zweijährige Ausbildung an der Pädagogischen Hochschule absolvieren, um die Schüler/innen bestmöglich auf ihrem Weg zu unterstützen.

Neben der Vermittlung fachlicher Kompetenzen ist ein wichtiges Ziel der Methode, die Schüler/innen zu mehr

Eigenständigkeit sowie zu größerem Verantwortungsbewusstsein für sich und die Gruppe zu führen.

Für das Projekt „Unterrichtsmaterial on Demand“ gestalteten die Studierenden eine COOL-Einheit für eine dritte Klasse (zweites Lernjahr). Die Lehrperson der Klasse gab dabei die Stoffgebiete vor, die im Zuge der Einheit geübt, wiederholt bzw. erarbeitet werden sollten: Die ausgearbeiteten Lehr- und Lernmaterialien reichten schließlich vom *Dativus possessivus* und dem *Ablativus instrumenti* über Relativsätze und die Wiederholung von Deklinationen und unregelmäßigen Verben bis hin zu realienkundlichen Themen wie dem *cursus honorum* und Gladiatorenspielen. Insgesamt entstanden so vier Aufgabenpakete, von denen jeder Schüler/jede Schülerin individuell oder in der Gruppe in der COOL-Einheit eines bearbeiteten sollte. Die Studierenden hatten unterdessen den Auftrag, den Schüler/inne/n gegebenenfalls die Arbeitsaufgaben nochmals zu erklären und Unterstützung anzubieten. Dadurch erhielten sie gleichzeitig von den Schüler/inne/n ein direktes Feedback zu ihren Materialien. Den Abschluss des Projekts bildete eine Evaluation der Stunde mittels eines Fragebogens.

Die Ergebnisse waren durchaus erfreulich: Obwohl rund ein Drittel der Schüler/innen die Zeit für das Lösen der Pflicht- und Wahlaufgaben, die ihnen die Studierenden gestellt hatten, als (zu) knapp bemessen empfand, hatten doch 76 % die subjektive Wahrnehmung, etwas dazugelernt zu haben und 86 % waren der Meinung, sich nach der Einheit im geübten bzw. neu erarbeiteten Stoffgebiet gut auszukennen. Zudem lernten die Schüler/innen auch neue Arbeitsmaterialien kennen, wie die „rote Folie“ oder das „Bandolo“, deren Bearbeitung ihnen besonders viel Spaß machte, wie aus den Rückmeldungen hervorging. Die Studierenden wiederum an der Kooperation die Möglichkeit, eine neue Unterrichtsmethode direkt an der Schule mit Schüler/inne/n erproben zu können, sowie die Relevanz für ihre zukünftige berufliche Tätigkeit.

Informationen rund um COOL gibt es unter: www.cooltrainers.at.

Margot Geelhaar & Hanna Lametschwandtner-
Gugerell

Neuigkeiten

Klaus Bartels verstorben



Klaus Bartels, Foto W. J. Pietsch, Erfurt 2012

Am 2.4. verstarb Klaus Bartels, einer der wirklich Großen im Bereich der Klassischen Philologie. Unglaubliche Belesenheit, große Vielseitigkeit, beeindruckende stilistische Brillanz, ein scharfer Blick für das Wesentliche, tiefes Gottvertrauen, gelebte Bescheidenheit, Charisma und ehrliche Empathie im Umgang mit Menschen sowie wahre Humanitas haben ihn ausgezeichnet. Oft hat er die Strapaz auf sich genommen, nach Österreich zu reisen und meist mehrere Vorträge innerhalb weniger Stunden zu halten. Seine Honorarforderungen waren immer dieselben – die Abgeltung der Reisekosten und ein Glas Wein.

Wer mit ihm in Briefkontakt stand, wurde immer wieder mit neuen Wortgeschichten beschenkt. Viele von ihnen durfte ich mit seiner Erlaubnis im *Circulare* nachdrucken. Am 24. März, wenige Tage vor seinem Tod, erreichte mich sein letzter Brief, in dem einerseits ganz klare Worte über seinen Gesundheitszustand fand, andererseits aber seiner Zufriedenheit darüber Ausdruck verlieh, „*ein langes, vielfältig erfülltes und glückliches Leben*“ geführt zu haben. Aus einem kurzen Lebensrückblick, den er „als Zeichen der Verbundenheit“ dem Schreiben beilegte, spricht seine große Liebe zu seiner Frau, die er immer als seine *Unica Optima*

bezeichnete, und seiner Familie: „*Ohne die Liebe dieser Unica Optima und zu dieser Unica Optima wäre meine 'humanistische' Philologie nicht zu der lebens- und menschnahen fröhlichen Wissenschaft geworden, mit der sie erst meine jungen Schüler und dann ihre Leser und Hörer angesprochen hat.*“ – Glückliche, wer das am Ende seines Lebens sagen kann.

Betrachtet man die Breitenwirkung der Publikationen – ich möchte nur an „Roms sprechende Steine“ in der 5. Auflage 2018 oder die „Geflügelten Worte“ in der in der unglaublichen 16. Auflage des „*Veni vidi vici*“ 2019 erinnern – so hätte er mit Fug und Recht mit Horaz behaupten können „*exegi monumentum aere perennius*“ oder Ovids „*vivam*“ auch für sich in Anspruch nehmen können. Aber dazu war Klaus Bartels zu bescheiden.

Diese Ausgabe des *Circulare* ist Klaus Bartels in großem Respekt gewidmet. Neben einem berührenden Nachruf eines seiner Schüler aus der NZZ und einem aus der Zürichsee-Zeitung sind auch seine drei letzten Wortgeschichten (Panik, Epidemie und Quarantäne) nachgedruckt.

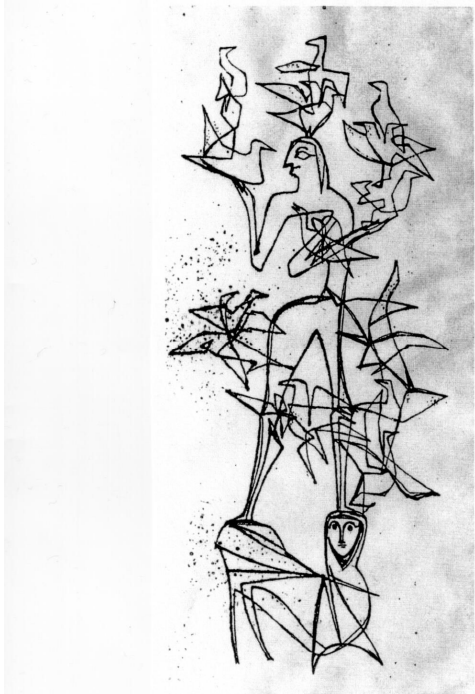
R.O.

Wiederholungsprüfungen im Corona-Jahr

Viele Kolleg/-innen, die L4 in 6. Klassen unterrichten, haben, bedingt durch den lock down, nicht mehr mit der Originallektüre beginnen können. Vielfach musste auch die letzte Schularbeit entfallen. Jetzt ist die Frage aufgekommen, wie allfällige Wiederholungsprüfungen zu gestalten wären. Im §22 der LBVO heißt es: „Die Dauer einer schriftlichen Teilprüfung hat 50 Minuten, in Unterrichtsgegenständen, in denen für die betroffene Schulstufe mindestens eine zwei- oder mehrstündige Schularbeit lehrplanmäßig vorgesehen ist, jedoch 100 Minuten zu betragen.“ In der 6. Klasse müssen aber nicht unbedingt zweistündige Schularbeiten geschrieben werden. Die Verordnung räumt der Lehrkraft die Entscheidung ein und legt einen Bereich von 150–300 min. und eine Zahl von 2–4 Schularbeiten mit einer Länge von 50 oder 100 min fest. Es ist also gut zu argumentieren, die schriftliche Wiederholungsprüfung auf 50 min. zu beschränken, zumal es auch wenig sinnvoll erscheint, zweistündige Schularbeiten nach dem Grundkurs-Format zu schreiben.

Augurenlächeln

Zu einer Radierung von Gisèle d'Ailly in der Feldbacher Kunsthalle



Schlägt man das ÖWB (42. Aufl.) unter „Augurenlächeln“ auf, findet man die knappe Auskunft: „Lächeln unter Eingeweihten“. Exakter ist das große Fremdwörterbuch von DUDEN (Aufl. 2003): „Viel-sagendes, spöttisches Lächeln des Wissens und des Einverständnisses unter Eingeweihten.“ Will man dem „Augurenlächeln“ wirklich auf den Grund gehen, muss man sich in der römischen Literatur kundig machen. Schon der alte Cato, genannt der Zensor (3./2. Jht. v. Chr.) gab in seinem Werk über die Landwirtschaft (*de re agr.* V, 2) dem Pächter den Rat, einen Haruspex oder Augur nicht zu Rate zu ziehen und sich vor so unverlässlichen Leuten wie Wahrsagern zu hüten. Etwa 100 Jahre später hat dann Cicero jenen Satz überliefert, der als der eigentliche Ursprung des „Augurenlächelns“ gelten darf und die Erklärung dafür gibt. In seinem Buch *De natura deorum* schreibt er: *Mirabile videtur, quod non rideat haruspex, cum haruspicem viderit* (26,71), „Seltsam scheint es, dass ein Haruspex nicht lacht, wenn er einen [anderen]

Haruspex sieht“, und im Buch *De divinatione* mit direktem Bezug auf den alten Cato: *Vetus illud Catonis admodum scitum est, qui mirari se aiebat, quod non rideret haruspex, haruspicem cum vidisset* (2, 24), „Ziemlich klug ist jener alte Ausspruch des Cato, der sagte, er wundere sich, dass ein Haruspex nicht lache, wenn er einen [anderen] Haruspex sähe.“ Begriffe wie *augur* (verwandt mit *augēre*), „Priester, der das (Flug)verhalten der Vögel deutet“, *augurium* die Zeichendeutung, *haruspex* der Zeichendeuter, „Begutachter von Opfertieren und deren Eingeweide“, *auspicium* die Vogelschau u. a. (Übersetzung und Erklärung hier nach Stowasser, Aufl. 2016) stammen aus der römischen Religion und dem Kultus und entspringen dem Glauben, der Mensch könne durch Vorzeichen den günstigen Verlauf eines Unternehmens erkennen oder zumindest die Bitte darum an die Götter aussprechen. Die Vogelschau, das *auspicium* war ein wichtiger Bestandteil dieser Rituale. Dabei ging es nicht nur um den Flug der Vögel, den der *Augur* in dem von ihm in der Natur abgegrenzten Bezirk beobachten sollte, sondern oft auch generell um das Verhalten von Vögeln, z. B. von Hühnern beim Fressen. Zugleich aber zeigen die Zitate aus der Literatur, dass es unter den Intellektuellen Roms auch vorkam, solchen Prophezeiungen aus Vogelflug und „Eingeweide-Lesereien“ (Klaus Bartels) mit einer gewissen gesunden Skepsis zu begegnen, ja vielleicht sogar darüber zu lachen, wohl wissend, dass solche Vorausdeutungen auch politisch manipuliert sein könnten.

Gisèles Radierung

Was hat das nun mit der Radierung von Gisèle d'Ailly zu tun? Tatsächlich hängen in der gegenwärtigen Ausstellung der Feldbacher Kunsthalle („Hammer - Der Brückenbauer von Hainfeld“) drei Bilder von Gisèle d'Ailly als Leihgaben aus Grazer Privatbesitz. Eine davon ist eine Radierung (*Etching*) mit dem Titel *Augurium. Divination by the flight of birds*. Sie könnte

m. M. nach auch *Augurenlächeln* heißen. In dieser Grafik im Hochformat (57 x 27,5 cm) sind zwei Auguren mit ihren zu beobachtenden Vögeln umrissen. Mit einiger Fantasie ließe sich bei den zwei Männern – der eine in Ganzkörperdarstellung, der andere, untere nur mit Kopf und Brust gezeichnet – ein gewisses verschmitztes, spitzbubenhaftes Lächeln herauslesen. Etwas abstrakt, nur mit schwarzen Linien sind die Vögel und die zwei Auguren mehr angedeutet als dargestellt. Die Vögel bilden vor allem in der unteren Bildhälfte ein ziemliches Durcheinander, während sie im oberen Drittel noch gut als solche zu erkennen sind. In der rechten Hand scheint der obere Augur sogar einen Vogel zu halten. Macht der Vogel, was der Augur will? Jedenfalls scheint der obere Augur, im Profil gezeichnet, den Vogel intensiv anzublicken, während der untere Augur, en Face zu sehen, eher teilnahmslos unter dem verwirrenden Vogelflug zu stehen scheint. Das Bild hat Witz und Ironie, wenn man den religionsgeschichtlichen Hintergrund kennt. Man hat den Eindruck, auch sie, die Künstlerin Gisèle macht sich lustig über den Aberglauben des zu deutenden Vogelflugs. Es ist – fast möchte man die Radierung so deuten – eine Art Illustration zur bekannten Redewendung vom „Augurenlächeln“. Und vor allem ist sie etwas ganz Neues gegenüber den zahlreichen Gemälden und Grafiken aus dem 19. Jht., in denen Künstler versucht haben, durch realistische, ja



Augur (Hermann Koller, *Orbis pictus Latinus*, 4. Aufl. Zürich 1987, Spalte 51 f.)

naturalistische Malweise die römische Kultur für ihre Gegenwart anschaulich zu machen. Der niederländisch-britische Maler L. Alma Tadema hat das besonders gut gekonnt. Doch dieses Thema hat er nicht behandelt. Hingegen ist auf der wikipedia-Seite unter dem Stichwort *Augur* eine anonyme Grafik aus dem Jahr 1863 zu sehen, die zwei

Auguren bei der „Arbeit“ zeigt.

Kurzvita der Gisèle

Die (leider undatierte) Radierung *Augurium* dürfte die Malerin Gisèle d’Ailly van Waterschoot van der Gracht (1912 – 2013 [!]) Anfang der 1950er Jahre geschaffen haben. Sie war die Ur-Ur-Enkelin des Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall. Damit ist nun auch ihr Bezug zu Schloss Hainfeld bei Feldbach gegeben. Ihre Mutter, eine geborene Hammer-Purgstall, hatte den niederländischen Geologen Van Waterschoot van der Gracht geheiratet. Ihre Tochter Gisèle wurde in Den Haag geboren. Ihre Kindheit und Jugend verbrachte sie teilweise in Schloss Hainfeld. Dort wurde sie vor allem durch einen Verwandten, den Onkel Erwin von Köppel, in die Kunst des Zeichnens und des Malens eingeführt und von den Eltern dann nach Paris zur künstlerischen Ausbildung geschickt. Eine schulische Ausbildung in unserem Sinn scheint sie nie genossen zu haben. Doch ihr familiäres und freundschaftliches Umfeld hat ihr offenbar auch humanistische Bildungsinhalte vermittelt. Anders wäre nicht zu erklären, dass sie immer wieder in ihrer Kunst, vor allem in der Malerei, auf antike Sagen zurückgreift. So stammt von ihr z. B. ein Zyklus zu Ovids Metamorphosen für einen Wandteppich in einem Passagierschiff, hat sie mehrfach antike Motive verarbeitet wie z. B. ein Pentaptychon zu den *Moiren* (1956), hat *Zyklopen* (1971) und die *Musen* wie *Thalia und Polyhymnia* (1991) gemalt u.s.w. Von der antiken Mittelmeerkultur ließ sie sich begeistern, als sie erstmals 1953 als Rucksacktouristin Süditalien, vor allem Paestum besuchte. Eine zweite Reise führte sie 1955 nach Rom und Florenz. Aber entscheidend für sie war bald nach dem Krieg die Gründung der Stiftung *Castrum Peregrini* in der Amsterdamer Herengracht 401, nachdem sie dort während des 2. Weltkrieges jüdische Jugendliche vor der NS-Verfolgung gerettet hatte. Dieses *Castrum Peregrini* war schon im Krieg, noch bevor es den offiziellen Namen führte, ein Brennpunkt kultureller Tätigkeit, in dem z. T. in Nachfolge von Stefan George Literatur und bildende Kunst gepflegt wurden und die klassische Antike durch die Beschäftigung mit Autoren und Kunstwerken stets präsent war. Das berührende Buch von Claus V. Bock, *Untergetaucht unter Freunden. Ein Bericht Amsterdam 1942 – 1945* (1985) gibt davon ein beredtes Zeugnis ab. Eine Folge davon war 1950 die Gründung des Verlages und der Zeitschrift gleichen Namens. 1959 heiratete Gisèle Arnold d’Ailly, den Altbürgermeister von

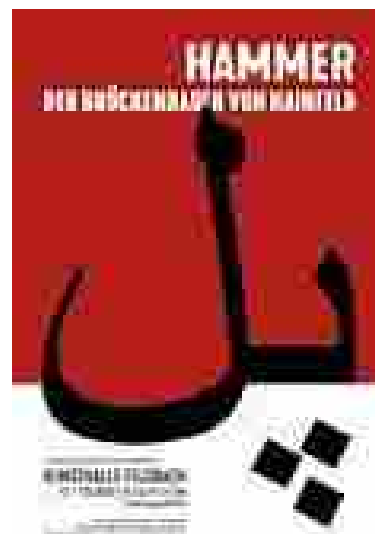
Amsterdam. Mir ihm bereiste sie Griechenland und entdeckte schließlich das alte, verfallene Johannes-Kloster bei Naoussa auf der Insel Paros. Mit Kunstverstand und Liebe restaurierte sie das Kloster, schuf dort Kunstwerke und verbrachte mit ihrem Mann die Sommermonate. Nach dem Tod ihres Mannes und nachdem sie den Sommersitz auf Paros aufgegeben hatte, kehrte sie endgültig nach Amsterdam zurück, wo sie inzwischen schon längst durch Ausstellungen und Galerien als Künstlerin, u. a. auch als Gestalterin von Glasfenstern bekannt war. Da erinnerte sie sich ihrer alten Jugenderlebnisse in Schloss Hainfeld und besuchte immer wieder ihre Tante, die dortige Schlossbesitzerin Cleo Hammer-Purgstall, bis Gisèle d'Ailly im biblischen Alter von 101 Jahren in Amsterdam verstarb. Ihre Kunst lässt sich in wenigen Worten schwer fassen. Zumal sie in ihrem langen Künstlerinnenleben auch so manchen Wandel durchgemacht hat. Die einzige Monografie über sie (Gisèle, Amsterdam 1993) enthält nur eine strenge Auswahl, die z. B. ihre Glasfenster unberücksichtigt lässt. Die von A. Mooij verfasste Biografie *Gisèle* (Amsterdam 2018) soll erst Ende dieses Jahres oder im nächsten Jahr in Deutsch erscheinen. Begonnen hat sie wie viele ihrer Generation mit impressionistischen Bildern. Kunstrichtungen wie Kubismus, Surrealismus und Symbolismus u. a. nennt sie selbst im Kontext ihrer Arbeit. Sie können Stil und Thematik ihres späteren Œuvres nur andeuten. Manches von ihr erinnert mich an die Wiener Schule des Phantastischen Realismus. Von Künstlern wie Picasso und Paul Klee nahm sie Anregungen auf, mit Max Beckmann in Amsterdam stand sie in persönlichem Kontakt.

Hammer – Der Brückenbauer von Hainfeld in der Feldbacher Kunsthalle

Die Ausstellung gleichen Namens wurde am 6. März 2020 eröffnet und musste wegen des Corona-Virus kurz darauf wieder geschlossen werden. Sie gibt in erster Linie Einblick in das Leben und Wirken des großen Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall (1774–1856). Dieser hatte vor genau 185 Jahren, nämlich 1835 das Schloss Hainfeld samt dem Namen Purgstall und das Wappen von der letzten Gräfin Purgstall geerbt. Ein kleiner Teil der Ausstellung beschäftigt sich auch mit seiner Pyramide und mit dem „Innschriftenweg“, den Hammer-Purgstall nach Antritt

des Erbes vom Schloss zum nahe gelegenen Steinberg hat anlegen lassen und auf dem er mittels 40 Tafeln aus Stein, Gusseisen oder Holz Zitate aus der Weltliteratur (zumeist aus Horaz) und Widmungen in insgesamt 9 Sprachen, davon die meisten in Latein, verewigen wollte. Von Ewigkeit jedoch konnte keine Rede sein. Außerhalb des Schlossareals ist von den Tafeln fast nichts mehr erhalten. Aber Hammer-Purgstalls Pyramide steht noch und eine Tafel davon ist im Trautmannsdorfer Heimatmuseum noch vorhanden: ΑΡΙΣΤΟΝ ΜΕΝ ΥΔΩΡ (Pindar, Erste olymp. Ode 1,1). Die Texte der 40 Inschriften des Weges sind jedoch vollständig überliefert. Dieser Weg sollte nun als Hammer-Purgstall-Gedächtnisweg rekonstruiert werden (s. dazu meinen Beitrag *Horaz, Hainfeld und Hammer-Purgstall. Plädoyer für einen Gedächtnisweg*, in: *Circulare* 3/2016, S. 13–16).

Einen Seitenzweig der Ausstellung bilden die „5 Frauen von Hainfeld“, darunter 3 Malerinnen: Gisèle d'Ailly, Cleo Hammer-Purgstall (1905–2003) und Djavidan Hanum (1877–1968) - alle 3 Malerinnen hatten auch in Schloss Hainfeld gewirkt – runden die kulturhistorisch ausgerichtete Schau ab. **Die Ausstellung wurde am 19. Mai wieder eröffnet und ist nun bis 5. Juli in der Feldbacher Kunsthalle zu besichtigen (Näheres auf der Website Neue Stadt Feldbach).** Die Kunsthalle liegt dem Feldbacher Bahnhof schräg gegenüber auf dem Sigmund-Freud-Platz 1, 8330 Feldbach. Ein Parkplatz ist vorhanden. Die Ausstellung ist täglich (auch an Feiertagen) außer Montag von 11 Uhr bis 17 Uhr geöffnet.



6. Tagung zur Didaktik der alten Sprachen in Österreich – Forschung und Praxis im Dialog, Salzburg 28. – 29. Februar 2020



Gemütliches Beisammensein im Institut nach dem Abendvortrag

Vortrag im Hörsaal

Ende Februar fand an der Universität Salzburg die mittlerweile sechste und wie üblich sehr gut besuchte Tagung zur Didaktik der alten Sprachen in Österreich statt. Auf Einladung von Dr. Margot Geelhaar und ihrem Team versammelten sich österreichische und internationale Schulpraktiker/-innen und universitären Fachdidaktiker/-innen inmitten der barocken Altstadt von Salzburg. In den Vorträgen wurde ein bunter Querschnitt durch aktuelle Entwicklungen in allen Bereichen der fachdidaktischen Forschung geboten.

Wolfgang Kofler (Universität Innsbruck) eröffnete den ersten Halbtage mit einem Plädoyer für mehr literarische Bildung im Lateinunterricht. Literaturdidaktik wurde in den letzten Jahrzehnten im Zuge der Kompetenz- und Aufgabenorientierung in allen Sprachfächern zunehmend zurückgedrängt – in den lebenden Fremdsprachen noch viel mehr als in Latein und Griechisch; in jüngerer Zeit scheint hier aber allmählich ein Umdenken zu beginnen (vgl. dazu etwa G. Alter / U. Ratheiser, A new model of literary competences and the revised CEFR descriptors, in: ELTJournal 73, 2019, 377–386). In mehreren Beispielen – bis hin zum Monty-Python-Klassiker „Life of Brian“ – zeigte Wolfgang Kofler auf, dass das didaktische Potential der Intertextualität und Intermedialität noch

stärker als bisher für die Vermittlung der historischen Dimension von Literatur genutzt werden kann.

Die intratextuelle Tiefendimension antiker Texte arbeitete hingegen **Nina Aringer** (Universität Wien) in ihrem Beitrag „Skulpturen, Märchenaufstellungen und Soziogramme: alternative Techniken als Mittel der Dokumentation von Textverstehen“ heraus. Dramapädagogische und szenische Ansätze können die Emotionen in antiker Literatur auch für heutige Schüler/-innen erlebbar und nachvollziehbar machen. Sie vertiefen so die Interpretation und das Textverständnis und können die Relevanz des Lateinunterrichts erhöhen.

Rainer Weissengruber (Linz) erweiterte den Blick auf das Nachbarland Italien und stellte neue Entwicklungen im italienischen Schulsystem und der dortigen altsprachlichen Didaktik vor. Der Zugang zur Antike ist in Italien im Gegensatz zu den deutschsprachigen Ländern noch sehr stark von Literaturunterricht geprägt, aber auch hier wird in den letzten Jahren zunehmend Reformbedarf gesehen.

Nach der Kaffeepause stellte **Renate Oswald** (Graz) alternative Modelle der kompetenzorientierten

Leistungsbeurteilung aus der schulischen Praxis am BG Rein vor.

Fritz Lošek (St. Pölten) und **Martin Seitz** (Baden) widmeten sich in ihrem Vortrag der - in den Fächern Latein und Griechisch. Hieran ist insbesondere die Möglichkeit interessant, über statistische Daten ein grundlegendes Profil der Lernenden zu gewinnen – wer lernt eigentlich heute noch Latein und wie lässt sich der Unterricht darauf abstimmen?

Für den Abendvortrag konnten **Matthias und Elisabeth Korn** (Leipzig/Berlin) gewonnen werden, die in spannender und kurzweiliger Weise das didaktische Potential (überwiegend) italienischer Sandalenfilme aus der Blütezeit der Cinecittà in den 1950er und 1960er Jahren ergründeten.

Der zweite Halbttag begann mit zwei sehr unterschiedlichen Aspekten der altsprachlichen Didaktik: **Bernhard Söllradl** (Wien) die Vorteile des aktiven Lateinsprechens im Unterricht vor, während sich **Marina Keip** (Duisburg) digitalen Medien im Lateinunterricht widmete und dabei insbesondere die Möglichkeiten, die verschiedene Apps bieten, diskutierte. Danach präsentierten Studierende und Promovierende der Universitäten Graz, Innsbruck und Wien in zwei Parallelsektionen ihre jeweiligen fachdidaktischen Projekte. Hervorzuheben ist insbesondere das Sparkling-Science-Projekt „GRaF – Grazer Repositorium antiker Fabeln“ (<http://glossa.uni-graz.at/context:graf>), das unter Leitung von Ursula Gärtner an der Universität Graz durchgeführt und vom Projektmitarbeiter **Lukas Spielhofer** vorgestellt wurde. Zum Abschluss informierten **Ulrike Greiner** (Salzburg) und die Organisatorin **Margot Geelhaar** über die Arbeit am neuen kompetenzorientierten Lehrplan für die Unterstufe, in dem die Implementierung reflexiver Grundbildung und die Formulierung von zentralen fachlichen Konzepten im Fokus steht.

Dem Team rund um Margot Geelhaar gebührt großer Dank für die hervorragende Organisation der Tagung, die Gastfreundschaft und die Ermöglichung dieses wertvollen Austauschs von Schulpraxis und universitärer Forschung in Österreich, der sich mittlerweile zu einer echten Tradition entwickelt hat und

2021 an der Universität Graz fortgeführt werden wird. Einige der Vortragenden haben ihre Beiträge dankenswerterweise in schriftlicher Form dem IANUS zur Verfügung gestellt, wo sie im kommenden Heft nachgelesen werden können.

Ankündigung

Die siebente Fachdidaktik-Tagung findet am 26. Und 27. Februar am Institut für Antike in Graz statt.

Programm und Anmeldemodalitäten finden Sie im nächsten Heft.



KF-Uni, Hauptgebäude



Bibliothek am Institut für Antike, KF-Uni Graz



Archäologische Sammlung am Institut für Antike, KF-Uni Graz

Ein römisches Mosaik in Weyregg am Attersee



ZAMG Visualisierung der römischen Luxusvilla mit Seeblick in Weyregg. Die aktuelle Ausgrabung findet im Bereich des Mitteltraktes statt
<https://www.flickr.com/photos/zamg/49865336983/in/date>

Das bisher größte Römermosaik Oberösterreichs haben Archäologen in Weyregg am Attersee entdeckt“ so war am 7. Mai in verschiedenen Medien zu lesen. Diese Nachricht schien so interessant, dass sie sogar auf der homepage des ORF eine Schlagzeile wert war. Doch, so konnte man ebendort lesen, sollte das Mosaik dokumentiert und dann bald wieder zugeschüttet werden. Da ich einen solchen Fund aber unbedingt sehen wollte, blieb nicht viel Zeit. Der Grabungsleiter



Dr. Stefan Traxel erklärt die Grabung

Dr. Stefan Traxler antwortete sofort und völlig unkompliziert: Ja wir könnten jederzeit vorbeikommen, doch in der kommenden Woche wären die Arbeiten fertig. Am Fundort wurde uns nicht nur Einblick in die laufenden Arbeiten gewährt, sondern wir erhielten auch

vom Grabungsleiter persönlich eine profunde Erklärung des Anwesens und einen Überblick über die Grabungsgeschichte. Bereits 1767 stieß man erst-mals auf römische Mauerreste, seit 1924 wird das Landgut

archäologisch erforscht. Die jüngste Grabung wurde anlässlich der Errichtung eines Neubaus durchgeführt, der nun, um das Mosaik erhalten zu können, einige Meter versetzt errichtet wird.

Das soeben freigelegte Mosaik ist der Fußboden einer über 30m langen und 3 m breiten Wandelhalle. Diese war Teil eines riesigen Gutshofes, der etwas erhöht über dem Ostufer des Attersees lag. Er bestand aus mehreren zusammengehörigen Gebäuden. Die gesamte umbaute Fläche war ca. 1000 m² groß. In der südöstlichen Ecke des Bereiches befand sich möglicherweise ein Heiligtum, das es noch zu erforschen gilt. Insgesamt weiß man von 16 verschiedenen Mosaiken in den zum Landsitz gehörigen Gebäuden. Eines davon, das 1971 freigelegt wurde, ist heute in der Aula der benachbarten Volksschule zu sehen, von anderen weiß man durch Bodenradarmessungen. Interessanter Weise gibt es auf sämtlichen bis jetzt freigelegten Mosaiken nur eine einzige figürliche Darstellung, einen Vogel, während sich auf allen anderen nur geometrische oder botanische Ornamente finden.

Auch das kürzlich ans Licht gekommene Mosaik besteht, soweit es freigelegt wurde, aus einem regelmäßig sich wiederholenden geometrischen Muster. Man nimmt an, dass dieses auf der ganzen



Luftbildaufnahme der Grabung, Foto:OÖLKG

Länge in derselben Weise weitergeführt wurde. Auf den Seiten befindet sich je ein Streifen mit einfarbigen

dunklen Steinchen, die in einem Winkel von 45° gegenüber denen des Ornamental-Mosaiks verlegt sind.

Von den westlich an die Wandelhalle anschließenden Räumen ist nicht mehr viel erhalten, nur einige Fundamentreste und ein Stück Fußboden mit den gleichen einfarbigen dunklen Steinchen wie an den Seitenstreifen der Wandelhalle. Drei Teile dieses Bodens wurden mittels Blockbergung (Bergung des Objekts mitsamt dem umgebenden Erdreich) gesichert.

An den Wänden wurden Farbreste gefunden und in den Wänden *tubuli* einer Wandheizung. All das lässt



Detailaufnahme der Wand, Tubuli

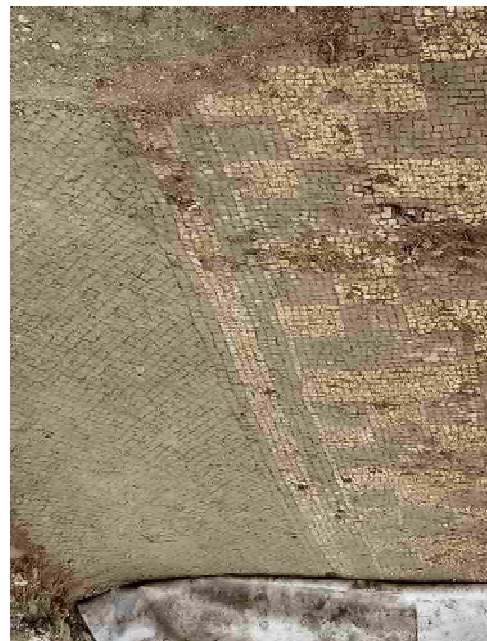
auf eine durchaus luxuriöse Ausstattung des Anwesens schließen. Wer mag also der Besitzer eines solchen Landgutes gewesen sein? Über diesen hat man keinerlei Hinweise gefunden. Jedenfalls muss es sich um eine sehr hohe Persönlichkeit gehandelt haben, zu vergleichen mit jenem Lucius Cotinius Martialis, einem Duumvir aus Iuvavum, dessen Grabstein sich an der Stiftskirche von Mondsee befindet, was vermuten lässt, dass dieser einen ähnlichen Gutshof in Mondsee besessen hat.

Eine merkwürdige Besonderheit dieses Fundortes ist, dass es bis jetzt überhaupt keine Kleinfunde zutage getreten sind, keine Münze, kein Abfall, gar nichts. Eine Tatsache, die völlig ungewöhnlich ist und die auch Dr. Traxler nicht erklären kann. *"Vielleicht haben wir bisher nur an der falschen Stelle gegraben."*

Und natürlich stellen wir die Frage, die wohl viele Laien stellen: *"Warum schüttet man das Mosaik wieder zu und macht es nicht der Öffentlichkeit zugänglich?"* Erstens ist das Mosaik am besten geschützt, wenn es nach sorgfältiger Dokumentation gut zugedeckt wieder mit Erde bedeckt wird. *"So hält es noch gut 200 Jahre"*. Würde man den Teil, der jetzt freigelegt wurde, bergen, müsste man das ganze Mosaik auseinanderteilen. Zweitens befindet es sich auf Privatgrund und da lässt es sich ohnedies nicht für die Öffentlichkeit zugänglich machen. Doch für ein solches Projekt in Weyregg hat Dr. Traxler bereits Ideen.



Das freigelegte Mosaik. Im Vordergrund sieht man eine Zerstörung von einem Wasserleitungsbau im vorigen Jahrhundert



Detail



Blockbergung durch die Grabungsfirma Archeonova

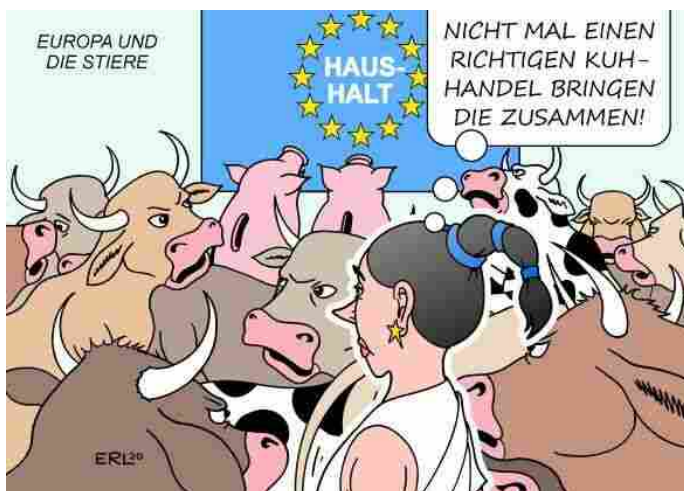
Weblinks:

https://www.atterwiki.at/index.php?title=R%C3%B6mer_in_Weyregg

[https://www.atterwiki.at/index.php?title=Die_R%C3%B6mer_im_Attergau_\(Buch\)](https://www.atterwiki.at/index.php?title=Die_R%C3%B6mer_im_Attergau_(Buch))

<https://www.zamg.ac.at/cms/de/geophysik/news/roemische-luxusvilla-mit-seeblick-ausgrabungen-in-weyregg-am-attersee>

https://www.youtube.com/watch?v=cvgcJdzl4_I&feature=youtu.be



Martin Erl, Kuhhandel (Karikaturen: Vorsicht bissig!)



Klaus Stuttmann, juristischer Disput

Rezensionsangebote für den IANUS

Anforderung der Rezensionsexemplare:

Sodalitas-Mitglieder mögen unter Angabe von Dienst- und Privatanschrift per Mail den / die gewünschten Titel anfordern:

Renate Oswald, Baumgasse 5, 8045 Graz, reateoswald@aon.at

Das Buch geht nach zugesandter Rezension in das Eigentum des Rezensenten / der Rezensentin über.

Der Umfang der Rezension soll maximal 400 Wörter betragen. Es wird gebeten, jede Rezension in einer eigenen Datei (unformatiert) zu übersenden, versehen mit einem Kurztitel sowie dem Namen des Rezensenten / der Rezensentin, der Dienst- und Privatadresse. In der Rezension mögen der aktuelle Buchpreis sowie die Seitenanzahl angegeben werden.

- Theodor Reysmann, De obitu Iohannis Stoeffler lustingani mathematici Tubingensis elegia. Ein Gedicht auf den Tod des Tübinger Astronomen Johannes Stöffler (1451-1531). Edition, Übersetzung und Kommentar mit einem Verzeichnis der poetischen Werke Reysmanns von Dirk Kottke. Hildesheim/Zürich/New York: Olms 2013 (= Spudasmata 156)
- Isa Gundlach, Poetologische Bildersprache in der Zeit des Augustus. Hildesheim/Zürich/New York: Olms 2019 (= Spudasmata 182)
- Rolf Kussl (Hrsg.), Ovid. Mythos, Eros und Verbannung. Ebelsbach: Aktiv Druck 2018 (= Dialog Schule – Wissenschaft – Klassische Sprachen und Literaturen 52)



Wir und die Maske, Thomas Wizany, SN 31.3.2020



Güterabwägung, Thomas Wizany, SN 18.3.2020

Rezensionen



Friedrich Maier, Die glorreichen Drei. Theseus, Herakles, Odysseus – eine phantastische Mythencollage. Bad Driburg: Odysseus 2020, 183 S., € 10.

Mit diesem Buch legt Friedrich Maier den vierten Teil zu seiner Reihe zur Antiken Welt und zur nie endenden Relevanz des antiken Mythos vor. Die anderen Bände („Ich suche einen Menschen – Humanität und humanistische Bildung“, „Allgewaltig ist der Mensch – Ein Plädoyer für <antike> Literatur“ und „Imperium – Von Augustus zum Algorithmus – Geschichte einer Ideologie“) wurden ebenfalls im Circulare angezeigt. Dieser Band unterscheidet sich allerdings grundsätzlich von den drei früheren, es handelt sich nicht um eine Sammlung von Essays, sondern um eine Nacherzählung der Heldentaten der großen Drei, die, wie Maier es nennt, „mit freier Phantasie“ miteinander verwoben sind.

In einer Einleitung zeichnet Maier nach, wie mündlich tradierte Sagen und Mythen Eingang in die Literatur und in das universelle Bewusstsein der Menschheit fanden, wo sie sich bis heute in geflügelten Worten manifestieren. Gerade mit den drei Helden, mit denen sich dieses Buch befasst, sind solche geflügelten Worte in besonders großer Zahl verbunden

– vom Augiasstall über den Sirenengesang bis zum Prokrustesbett oder zum Ariadnefaden. Die vorliegenden Erzählungen haben die Absicht, die mit den Helden verbundenen sprachlichen Bilder in konkreten Episoden mit der notwendigen Dramatik zu verlebendigen und so stärker im Bewusstsein der Leser zu verankern. Auch die bewusst eingebauten Anachronismen dienen dazu, die Aufmerksamkeit der Leser/-innen zu steigern. Maier hat jede Episode mit einer griffigen Überschrift versehen, die dazu angetan ist, neugierig zu machen – hier einige Beispiele: Kraftprotz gegen Kraftprotz (Das Löwenfell); Wehrlos gegen den Charme der Vögel (Der Sirenengesang); In den Fängen einer Hexe (Die bezirrende Kirke); Den Helden stinkt es (Das Ausmisten des Augiasstalles); In der Höhle der Lust (Der „Kalypso-Tanz“); Wilde Frauen im Visier (Bei den Amazonen); Foltertod als Gastgeschenk (Das Prokrustesbett).

Zu Inhalt und Stil der Erzählung: Die Sprache ist eine Mischung aus traditioneller Mythenerzählung und Elementen der Jugendsprache, zur Lektüre eher für Jugendliche ab 14 geeignet, die schon Erfahrung mit dem Mythos haben und die Helden kennen. Hier eine Kostprobe – Herakles versucht, Odysseus zur Abreise von Kalypsos „Insel der Seligen“ zu veranlassen:

Herakles schnappt sich Theseus aus der Masse der wirbelnden Paare. „Mein lieber Theseus“, raunt er ihm zu, „wir müssen weg von hier. Jeder von uns hat doch ein Ziel vor Augen. Auch du. Wolltest du nicht nach Athen, zurück in deine Heimat?“ Theseus keucht, vom wilden Tanz noch ganz außer Atem: „Du hast recht, mein starker Freund, wie konnte ich das vergessen! Wie aber sollen wir bloß Odysseus von Kalypso losreißen?“

Siehe da! Odysseus kommt auf sie zu. Kalypso unterhält sich gerade mit den jungen Musikern. Eine gute Gelegenheit, scheint dem Herakles: „Guter Odysseus, du bist glücklich, wie ich sehe. Die Nymphe ist dir Lust und Freude. Doch halt einen Moment inne! Komm zu dir! Du hast mir doch deine Hilfe versprochen. Schließlich habe ich dich vor der Zauberhexe von Aiaia gerettet!“ Odysseus jedoch schaut ihn nur ausdruckslos mit verwirrten Augen an, in denen Herakles den Widerschein Kalypsos zu erblicken meint. „Erinnerst du dich denn nicht mehr an das gefräßige Maul der Skylla und an den Menschenfresser Polyphem? Gegen beide habe ich Dir geholfen. Nun bist du an der Reihe, du hast es geschworen.“

Der Mann aus Ithaka setzt sich ins Gras, wischt sich den Schweiß von der Stirn. Lange schweigt er, ehe es aus ihm fast unter Tränen herausbricht: „Ich komme nicht los von Kalypso; der Reiz ihrer Schönheit ist wie eine Fessel, die mich an sie bindet.“

Herakles' Miene verdüstert sich und seine Rede wird strenger, als er es eigentlich wollte: „Mann, denk an Penelope, dein treues Weib, das schon weit über zehn Jahre auf deine Rückkehr wartet! Weißt du nicht, welche Kunde sich verbreitet? Immer mehr junge Männer begehren deine Frau und mit ihr die Herrschaft über Ithaka. Willst du ihnen deinen Thron einfach so überlassen und deinem Sohn Telemachos sein Erbe vorenthalten?“

Sehr ausdrucksstarke Bilder – eine abwechslungsreiche Mischung von klassischen und zeitgenössischen Künstlern, teils in der Art von Comics und mit ironischem Charakter, teils mit deutlichen Anleihen an Science Fiction Sujets unterstreichen die Wirkung der Texte und sollen auch belegen, wie wandelbar Mythen sind.

Schlussbetrachtungen zum Mythos, seiner Wirkung und seiner Bedeutung in einer digitalisierten Welt, in der er – nur scheinbar – anachronistisch dasteht, und Schlüssen, die für die Didaktik zu ziehen sind, von Friedrich Maier und Rudolf Hennebühl sowie ein Verzeichnis der Mythischen Gestalten beenden das unkonventionelle und interessante Opus.

R.O.

Christina Lang, Von Gorgonen und Kentauren. Monster und Mischwesen der Antike. Griechische und römische Mythen, ausgewählt und nacherzählt. Berlin: Autumnus 2020, 206 S., € 14,95.



„Nach Amazonen und Najaden. Starke Frauen der Antike“ und „Von Treue, Lust und Leidenschaft. Liebespaare der Antike“ – beide Bände wurden im Circulare angezeigt – legt Christina Lang eine neue Sammlung von Geschichten vor, in denen sie von verschiedensten gruseligen Gestalten und Monstern der Antike erzählt. Ihre Sammlung belegt in eindrucksvoller Weise, welche Vielfalt an solchen Wesen die mythische Phantasie der Griechen geschaffen hat. Auch die Gliederung, die Lang gewählt hat, um eine Ordnung in die Fülle der Monster zu bringen, ist originell: „Monster, die den Kosmos bedrohen: Hekatocheiron, Giganten, Typhon, Python.“ „Monster als Strafe für Hybris – Helden stellen die gestörte Ordnung wieder her: Medusa, Gaien und Gorgonen, die Seeungeheuer von Äthiopien, Chimäre, Pegasos, das Seeungeheuer von Troja, die Hydra von Lerna, der Riese Geryones und sein Hund Orthos, Kerberos, Nessos, die Lapithen und Kentauren, Minotaurus, die Schlangen des Poseidon.“ „Monster als persönliche Bewährungsprobe: die Sphinx von Theben, der Drache von Kolchis, Polyphem, Sirenen, Charybdis, Skylla, Harpyien.“ „Mischwesen zeugen von der Buntheit und Vielfalt des Kosmos: Argus mit den hundert Augen, der goldene Widder, Silenen und

Satyrn.“ Wieder erzählt Lang nicht nur die Mythen nach, in der die genannten Gestalten in Erscheinung treten, sie ergänzt auch Hintergrundinformationen, die für eine nicht so Mythos-affine Leser/-innengruppe notwendig sind. Sprachlich lehnt sie sich an den Stil der Mythensammlungen an, steuert aber sehr anschauliche Beschreibungen bei und legt den Helden direkte Reden in den Mund, die das Geschehen erhellen. Hier ein Beispiel – Herakles wandert durch die Unterwelt:

Schaurige Wesen mit riesigen Augen wie Feuerrädern bewegen sich, aber sobald sie sehen, wer er ist, weichen sie zurück. Nur eine der Bestien flieht nicht: Ihr Gesicht ist zu einer hässlichen Fratze verzerrt, und zischende Nattern umringeln ihr Haupt. Herakles befällt ein solches Grauen, dass er sein Schwert aus der Scheide reißt, um das Wesen zu töten. Doch Hermes hält ihn zurück. „Keine Angst, du musst Medusa nicht töten. Das hat schon dein Großvater Perseus erledigt. Wäre sie noch am Leben, hätte ihr Blick dich schon längst in Stein verwandelt. Kümmere dich nicht um sie und geh einfach weiter.“ Schließlich gelangen sie an einen schwarzen Fluss, an dessen Ufer sich unzählige Seelen drängen. Charon, der Fährmann, dessen Aufgabe es ist, die körperlosen Schatten ans andere Ufer zu bringen, mustert Herakles mit finsterem Blick. Er hat ganz und gar keine Lust, einen Lebenden, schon gar nicht einen so großen, schweren Burschen wie Herakles, hinüber zu rudern. Schon will er lauthals protestieren, da lässt ihn ein Blick von Hermes verstummen. Nein, dieser Mann ist mit dem Willen der Götter hier. Jeder Widerstand ist zwecklos, Charon hat zu gehorchen.

Wie immer bietet Lang einen sehr brauchbaren Anhang mit den originalen Textquellen, die ihren Erzählungen zugrunde liegen, und ein Verzeichnis der Eigennamen. Sogar eine Moral bekommt das Lese-Publikum mit auf den Weg: „Ängste zu überwinden, über sich selbst hinauszuwachse und für die Bewahrung einer gerechten Ordnung zu kämpfen: Dadurch erst erlangen die Helden die wahre Größe.“

R.O.

Roms Latrinenkultur – In der Prachttoilette war hörbare Entleerung erwünscht



Latrine in den Thermen von Ostia

In vielen Städten des Römischen Reiches haben sich aufwendige Latrinen erhalten. Sie waren nicht für jedermann zugänglich, sondern dienten als Orte sozialer Distinktion und des politischen Austausches. Die alten Römer gingen gerne in die Therme. Sauberkeit war dabei allerdings oft nicht das Ziel. Die großen Bäder dienten vor allem als Sex-Markt – unter katastrophalen hygienischen Zuständen.

Als sich Archäologen anschickten, neben berühmten Palästen und Heiligtümern ganze antike Stadtanlagen auszugraben, machten sie eine merkwürdige Entdeckung. In zahlreichen römischen Städten stießen sie auf stuhlhohe Steinplatten mit ringförmigen Löchern, die stets zur gleichen Seite hin eine Öffnung aufwiesen. Vor hundert Jahren wurden diese Konstruktionen als Halterungen für Amphoren gedeutet oder als besondere Bäder, deren Dampf durch die Schächte geleitet wurde. Tatsächlich handelte es sich um öffentliche Latrinen.

„Dass das bewunderte römische Imperium das Verrichten der Notdurft als kollektive Veranstaltung gepflegt haben sollte, war eine ziemliche Herausforderung für das Kultur- und Geschichtsverständnis wilhelminischer oder viktorianischer Gelehrter“, erklärt der Münchner Althistoriker Martin

Zimmermann in seinem neuen Buch „Die seltsamsten Orte der Antike“ die Fehlinterpretation. Nun ja, seltsam waren die Orte keineswegs, hat man sie doch in vielen Städten des Römischen Reiches entdeckt. Aber der gesellschaftliche Umgang mit ihnen unterschied sich doch erheblich von den Toiletten unserer Tage.

Latrinen dienten nämlich nicht zuletzt der sozialen Distinktion. Das zeigte zum einen ihre nicht selten luxuriöse Ausstattung und ihre Anbindung an Häuser und ganze Anlagen mit ähnlich hohem Standard. In der Villa des Kaisers Hadrian bei Tivoli hat man nicht weniger als 134 Toiletten gezählt, die eine regelrechte Hierarchie aufweisen: Einzelkabinen für die kaiserliche Familie, marmorne Gemeinschaftsräume für hochgestellte Gäste, ganze 15 für das Heer der Diener und Sklaven im Wirtschaftstrakt.

„Für sozial Höherstehende war der Anblick rangtieferer Personen beim Toilettengang beleidigend“, folgert Zimmermann. „Hingegen war es für die hohen Herren kein Problem, wenn sie von Untergebenen auf der Latrine gesehen wurden.“ (Was im Übrigen auch für den Sex galt, wie in der TV-Serie „Rom“ so wunderbar ausgeführt worden ist.)

Auf den Toiletten blieb man unter sich und konnte die Zeit folglich zu philosophischen Diskursen oder schmutzigem Tratsch nutzen. Vor allem aber pflegten Männer der besseren Kreise den Ort körperlicher

Entleerung, um wirtschaftliche Geschäfte und politische Pläne zu besprechen. Zur Fortsetzung des Gesprächs eigneten sich die oft nahe gelegenen Thermen-



Latrine in Ephesus

Das mag auf die prachtvollen Latrinen zugetroffen haben, die sich in der wohlhabenden Hafenstadt Salamis auf Zypern erhalten haben, die Zimmermann als Beispiel anführt. Wasserleitungen spülten Urin und Kot fort, den Rest erledigten Arbeiter oder Sklaven der *koprologoi* (von *kopros*, Scheiße), wie die einschlägigen Unternehmer genannt wurden, die für ihre Dienstleistungen sogar Steuern entrichten mussten, zumindest wenn ihr Urin zum Reinigen oder Gerben eingesetzt wurde. Als der Kronprinz Titus deswegen seinem Vater, dem Kaiser Vespasian, Vorhaltungen machte, der daranging, den Schuldenberg seines Vorgängers Nero abzutragen, winkte der mit dem Hinweis ab, dass Geld nicht stinke.

Das taten dagegen die milieustarken Bezirke der antiken Städte. Denn öffentliche Latrinen gab es keineswegs für jedermann. Die meisten Einwohner des Imperiums mussten sich mit Nachttöpfen und Amphoren behelfen oder hatten Zugang für schlichte Sammelklos ohne Wasserspülung.

Immerhin achteten die Obrigkeiten auf die Folgen, wie zahlreiche einschlägige Erlässe belegen. Da wurde Leuten, die sich zwischen öffentlichen Gebäuden oder Friedhöfen erleichterten, Prügel oder Geldstrafen angedroht. Kaiser Claudius soll sogar ein Gesetz erwogen haben, das das Furzen in seiner Gegenwart verbot. Überhaupt scheint die Schamschwelle der *cacatores* gering gewesen zu sein, schreibt Zimmer-

mann. Exkrememente verwandelten ganze Flüsse mitunter in stinkende Sümpfe. Vom Verbot der Wagenbenutzung bei Tage waren die *stercorarii* (die zum Kot Gehörigen) ausgenommen, um die Last zügig aus der Stadt zu bekommen. Die Etablierung der öffentlichen Bedürfnisanstalten als Orte des sozialen Austausches und der Distinktion fand ihre Entsprechung in einem umfangreichen medizinischen und hygienischen Diskurs über den Stuhlgang. „In der Prachtlatrine war die angestrenzte und hörbare Entleerung ... erwünscht“, schreibt Zimmermann. Ärzte gaben Rat-schläge gegen Durchfall oder Verstopfung. In einer Latrine in Ephesos mahnte eine Inschrift: „Scheiße aus dem Innersten und erfreue deinen Geist, es möge dich dein Bauch nie betrüben, wenn du in mein Gemach eintrittst.“

Dabei versicherte man sich auch der Autorität großer Philosophen. Mehrere ihrer Porträts schmückten eine Latrine in Roms Hafenstadt Ostia. Neben dem Konterfei des Atheners Solon steht: „Um gut zu kacken, streichelte Solon seinen Bauch.“ Und ein anderes Graffito lehrt: „Freund, du vergisst das Sprichwort: Kacke gut und scheiß auf die Ärzte.“

Zum Weiterlesen: *Martin Zimmermann: „Die seltsamsten Orte der Antike. Gespensterhäuser, Hängende Gärten und die Enden der Welt“.* (C. H. Beck, München. 336 S., € 22)



Petar Pismetrovic, KleineZeitung 11.5.2020, Zaghaftes Öffnung



Klaus Stuttmann, In Italien schon Realität, 11.3.2020

Neue Methoden für die Mythosforschung (www.uni-goettingen.de, 8.5.2020)

DFG verlängert Förderung der Forschungsgruppe zu antiken Mythen an der Universität Göttingen

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) hat die



Förderung einer Forschungsgruppe zu antiken Mythen an der Universität Göttingen verlängert. Räumlich deckt die Forschungsgruppe (FOR) »Stratifikationsanalysen mythischer Stoffe und Texte in der Antike (STRATA)« den Bereich vom Irak und Syrien – dem antiken Mesopotamien – über Israel und Griechenland bis Rom ab. Die beantragte Fördersumme liegt bei insgesamt rund 1,5 Millionen Euro für die abschließenden drei Jahre.

In der ersten Förderperiode haben die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler eine einheitliche Theorie und Methodik zur Erforschung antiker Mythen entwickelt. In der zweiten Förderphase wollen sie diese stoffanalytische Mythosforschung um Vergleiche mythischer Erzählstoffe nicht nur in Texten, sondern auch in Handlungen ausweiten.

„Wir haben eine kulturspezifisch und kulturvergleichend anwendbare Methodik erarbeitet, mit der sich erstmals Mythen aus den verschiedensten Kulturräumen vergleichen lassen, von den frühesten

Zeugnissen Mesopotamiens über die griechisch-römische Antike bis in die pagane und christliche Spätantike“, so FOR-Sprecherin Prof. Dr. Annette Zgoll vom Seminar für Altorientalistik der Universität Göttingen. „Dies hat zu neuen Untersuchungsmethoden und damit zu konkreten Rekonstruktionen von mythischen Erzählstoffen und ihren Schichten geführt. Damit sind manche Mythen überhaupt erst verstehbar geworden.“

Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der FOR STRATA erhoffen sich Impulse für die Mythosforschung insgesamt sowie eine Stärkung der transdisziplinären altentumswissenschaftlichen

Forschung. Die Projekte aus Altorientalistik, Klassischer Philologie und Digital Humanities sind an der Philosophischen Fakultät und der Fakultät für Mathematik und Informatik der Universität Göttingen angesiedelt. International renommierte Forscherinnen und Forscher aus Israel, Großbritannien und Deutschland tragen als Assoziierte zur gemeinsamen



Heiko Sakurai, Schutzmasken Fehlbesetzung, 2.4.2020

Arbeit bei, außerdem eine Emmy Noether-Nachwuchsgruppe der Freien Universität Berlin.

Redaktionsschluss für das Circulare 3/20 ist der 15. August 2020!

Unformatierte Beiträge bitte an renateoswald@aon.at

Es wird ersucht, Bilder in hoher Auflösung und getrennt vom Text als eigene Dateien zu übermitteln!

Bitte vergessen Sie nicht, der Redaktion allfällige Adressänderungen mitzuteilen!

Roland Kadan

Corona-Song

Kollege Roland Kadan, bekannt durch das geniale „Cantare necesse est: Lieder in lateinischer Sprache. Wien: Braumüller 2008, hat im Rahmen eines Balkonkonzerts im Corona-lock down zur Melodie von „Mein Hut, der hat drei Löcher, einen Corona-Song intoniert, der auf youtube nachgehört werden kann: <https://youtu.be/gFeYyG39qB8>

Die Noten dazu finden sich in Cantare necesse est, S.11.

Hier der Text:

Coronae me iam piget!
Corona pereat!
Quam ferre non iam possum,
cum mundum opprimat.
Quod virus hoc non abit,
haec pestilentia,
non laeta canto verba,
sed haec lugentia...

Boris Johnson rezitiert die Ilias



<https://youtu.be/mQKRAJtGEuo>

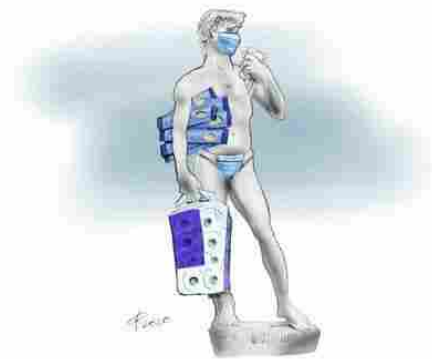
Bei einem Mediengespräch rezitierte Boris Johnson mit hohem Engagement die Ilias - nachzuhören auf youtube. So verwunderlich das auch klingen mag, Boris

Johnson hat Klassische Altertumswissenschaft studiert und als Lateinlehrer gearbeitet.

Johnson besuchte von 1973 bis 1977 die Europäische Schule in Brüssel. Ab dem Schuljahr 1977/78 war er Schüler am privaten Eliteinternat Eton College in Eton. Danach verbrachte er von 1982 bis 1983 ein „Gap Year“ in Australien – er unterrichtete Englisch und Latein an der Geelong Grammar School, einem Eliteinternat in Victoria. Von 1983 bis 1987 studierte Johnson Klassische Altertumswissenschaft am Balliol College der Universität von Oxford. Das Studium schloss Johnson 1987 mit dem akademischen Grad Master of Arts ab. Sowohl in Eton als auch in Oxford war er als interessante Persönlichkeit aufgefallen.



Harm Bengen, 26.1.2020



Paulo Calleri, Coronavirus in Europa, 8.3.2020

Was am Grund der Worte liegt: Der Altphilologe Klaus Bartels ist gestorben

(NZZ 08.04.2020, 05.30 Uhr)



Klaus Bartels, Foto Karin Hofer

gestorben.

Den Spuren der Worte folgen: Der Altphilologe Klaus Bartels hat das Antike im Gegenwärtigen aufgezeigt.

Manchmal sind die Dinge nicht so, wie es scheint. Vielleicht gerade dann, wenn wir meinen, wir könnten uns an Worte halten. Dass die «Schule» eigentlich die Muße ist, die freie Zeit, die uns allein zur Verfügung steht, ist eine der Volten, die die Sprache schlägt. Der Weg vom Müßiggang zum Schulstress ist da nicht weit. Das zeigt, dass es gut sein kann, auf die Worte zu hören. Genau zu hören. Nicht nur auf das, was sie bedeuten, sondern auf das, was in ihnen mitschwingt. Jedes Wort hat seine Geschichte, und die führt uns weit über unsere Zeit hinaus. Ins alte Rom, ins frühe Griechenland, in die Zeit der frühen Christen, an die Universitäten des Mittelalters oder in die Studierzimmer der Aufklärer. Klaus Bartels hatte ein feines Empfinden für Worte. Und ein Wissen, das es ihm erlaubte, den durch die Jahrhunderte führenden Spuren zu folgen, die sie in sich tragen.

Da, wo Europa beginnt

«Je länger man ein Wort anschaut, desto fremder schaut es zurück», hat Karl Kraus einmal geschrieben. Klaus Bartels hätte dem nicht widersprochen. Aber er hätte hinzugefügt, dass uns die Auseinandersetzung mit dem, was am Grund der Worte liegt, am Ende nicht in die Fremde führt, sondern zu uns selbst. Dorthin, wo Philosophie und Literatur in Europa ihren Anfang

genommen haben. Wo das Nachdenken über den Menschen und die Welt Wegmarken gesetzt haben, hinter die wir nicht mehr zurückkönnen.

1936 in Hannover geboren, entschied sich Klaus Bartels nach der Matura für das Studium der Alten Sprachen – nicht zuletzt deshalb, weil sich die Klassische Philologie nicht wie andere Philologien auf die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Literatur beschränkt, sondern das griechische und lateinische Schrifttum in seiner ganzen Breite umfasst, mitsamt der Philosophie, der Geschichtsschreibung und den Naturwissenschaften.

Bei Wolfgang Schadewaldt in Tübingen schloss Bartels sein Studium mit einer Dissertation über die Zoologie des Aristoteles ab. Nach einem Studienaufenthalt in London kam er 1963 nach Zürich, wo er beim Artemis-Verlag den Bereich Altertumswissenschaften betreute. Nach einem weiteren Forschungsjahr am Center for Hellenic Studies in Washington unterrichtete er ab 1972 in Zürich Latein und Griechisch, zunächst an der Kantonsschule Hohe Promenade, später an anderen Zürcher Kantonsschulen.

Ein anderes Rom

Wer bei Klaus Bartels zur Schule ging, lernte ein anderes Rom, ein anderes Athen kennen, als es in den damaligen Latein- und Griechischbüchern vermittelt wurde. Da war nicht auf Schritt und Tritt von Tugend, Ehre und Opfermut die Rede. Da wurden nicht dauernd Schlachten geschlagen und Tapferkeit demonstriert. Ihm ging es um etwas anderes. Um das, was uns mit den Menschen verbindet, die vor zweitausend Jahren gelebt, geliebt, geweint, gefeiert, gelacht und – vor allem dies – darüber nachgedacht haben, was das heißen könnte: Mensch sein.

Statt Caesar und Xenophon wurde in Klaus Bartels' Unterricht Platon und Terenz gelesen; statt den Kampfschilderungen der «Ilias» las man Szenen, in denen die homerischen Helden ihre Verletzlichkeit, ihre existenzielle Einsamkeit zeigten: der vom nahen Tod umschattete Hektor im Gespräch mit seiner Frau

Andromache; der um seinen Freund Patroklos trauernde Achilleus, der in König Priamos, dem König von Troja, trotz dem Abgrund, der die beiden trennt, den Menschen erkennt, mit dem auch er sich verbunden weiß.

Die Literatur und Kultur der Antike, das war für Klaus Bartels nicht Bildungsgut, sondern etwas, das noch heute lebendig ist. Etwas, das uns angeht – und uns verpflichtet. In mehreren hundert brillant geschriebenen Artikeln hat er den Leserinnen und Lesern der NZZ ab den 1970er Jahren Fluchtlinien aufgezeigt, die von Themen und Begriffen der Gegenwart in die Antike

führen, in zahlreichen Büchern ging er den Spuren nach, die uns über die Sprache mit einer Vergangenheit verbinden, die unsere gemeinsame Vergangenheit ist und die Gegenwart geformt hat.

Der «Quarantäne» und der «Panik» galten Klaus Bartels' letzte beiden Texte. Vor zwei Wochen sind sie im Feuilleton der NZZ erschienen – und erschlossen hinter den zwei Worten unerwartete Horizonte. Klaus Bartels schrieb sie gezeichnet von einer schweren Krankheit, die ihm zusehends die Lebenskraft raubte. Am vergangenen Donnerstag ist er 84-jährig in seinem Haus in Kilchberg gestorben

Klaus Bartels gestorben – Er trug die Antike in die Gegenwart

Die alten Sprachen waren seine Passion: Klaus Bartels zeigte auf, wie aktuell antike Texte sind. Nun ist der Kilchberger Altphilologe 84-jährig gestorben.

Klaus Bartels schaffte es, die antike Welt und Sprache einem breiten Publikum näherzubringen. Er tat dies, indem er sprachlich gewandt und mit Humor aufzeigte, was die Menschen vor zweitausend Jahren bewegte – und dass sich unsere heutige Gedankenwelt oft nicht davon unterscheidet. Bartels war Kolumnist in verschiedenen Tageszeitungen im deutschsprachigen Raum. In der Schweiz war es vor allem die «Neue Zürcher Zeitung» seit den 1970er-Jahren, und auch in der «Zürichsee-Zeitung» hatte der Kilchberger regelmäßige Gastauftritte mit Kolumnen wie „Wortgeschichte“, „Auf Deutsch“ oder „Zum Alltag“. Viele seiner Kolumnen fasste er in Buchform zusammen.

1936 in Hannover geboren, entschied sich Klaus Bartels nach der Matura für das Studium der Klassischen

Philologie, also der alten Sprachen Latein und Griechisch. Mit einer Dissertation über die Zoologie des Aristoteles schloss er sein Studium in Tübingen ab. Bartels kam 1963 nach Zürich, wo er beim Artemis-Verlag den Bereich Altertumswissenschaften betreute. Seit demselben Jahr wohnte er mit seiner Frau in Kilchberg. Das Ehepaar hat drei Söhne und sieben Enkel.

Klaus Bartels starb nach kurzer Krankheit. Seine letzten beiden Texte erschienen vor wenigen Wochen in der NZZ und erläuterten – sinnbildlich für ihren stetigen Bezug zur Aktualität – die Herkunft der Wörter «Quarantäne» und «Panik». (cob)

Publiziert: 17.04.2020, 11:51, Zürichsee-Zeitung

Klaus Bartels

Stichwort „Quarantäne“

Eine vierzehntägige Quarantäne? Sollte die nicht vierzig Tage dauern? Allerdings; aus dem lateinischen Zahlwort *quadraginta*, „vierzig“, ist über eine volkslateinische Zusammenziehung im Italienischen und Französischen das Zahlwort *quaranta* beziehungsweise *quarante* und daraus wieder eine *quarantina*

beziehungsweise *quarantaine* hervorgegangen, die sich zunächst allgemein auf eine „Anzahl von vierzig (Personen, Tagen oder sonst welchen Dingen)“ und bald fast ausschließlich auf die Quarantäne im heute geläufigen seuchenhygienischen Sinne bezog. In dieser

Bedeutung ist das Wort im 17. Jahrhundert ins Deutsche übergegangen.

Eine solche Quarantäne ist zuerst aus dem Jahre 1377 für Ragusa alias Dubrovnik bezeugt, das damals für kurze Zeit unter dem Ehrentitel „Königin der Adria“ zu einer ernsthaften Rivalin Venedigs aufgestiegen war. Jene erste Quarantäne war anfangs noch eine *trentina* von dreißig Tagen, bis diese Monatsfrist auf die fortan verbindliche Vierzig-Tage-Frist ausgedehnt wurde. Biblische Vierzig-Tage-Zeiten und griechische Krankengeschichten mögen für diese Erstreckung maßgebend gewesen sein; in einer Krankengeschichte der Hippokratischen „Epidemien“ ist das Journal bis zum zwanzigsten Krankheitstag von Tag zu Tag und dann bis zum vierzigsten Tag alle paar Tage fortgeführt.

Schiffe, von denen man die Einschleppung gefährlicher ansteckender Krankheiten befürchtete, durften während dieser vierzigtägigen Quarantäne-Frist nicht anlegen; ihre Passagiere durften nicht ausgeschifft, ihre Frachtgüter nicht ausgeladen werden. Wohl um derart überlange Liegezeiten zu vermeiden, bestimmten größere Hafenstädte wie Venedig und Neapel vorgelagerte kleine Inseln zu Quarantäne-stationen, auf denen sie die seuchenverdächtigen Passagiere während dieser vierzig Tage isolierten. Damit sind wir unversehens an ein zweites einschlägiges Stichwort geraten: Denn diese seuchenhygienische „Isolation“ ist ja, von der lateinischen *insula* und der italienischen *isola* her verstanden und verdolmetscht, nichts anderes als eine buchstäbliche „Verinselung“ dieser potentiellen Überträger.

Die Zeiten vergehen, doch die Wörter bestehen, und so sprechen wir nach Jahrhunderten noch von einer „Quarantäne“, einer „Vierzig-Tage-Frist“, die jetzt beim Coronavirus nurmehr vierzehn Tage währt, und von einer „Isolation“, obwohl heutzutage kein Kreuzfahrtschiff seine Corona-verdächtigen Passagiere noch auf irgendeiner Insel für diese Vierzehn-Tage-Frist derart „verinseln“ kann. Die „Quarantäne“ ist seither zum seuchenhygienischen Fachwort geworden und auf dieses Feld beschränkt geblieben;

die „Isolation“ hat im Verein mit dem „Kontakt“ in der Folge noch einen kühnen Simultansprung von den medizinischen zu den elektrischen Kontakten und Isolationen vollführt.

Da galten neue Bezüge: Statt den ansteckenden



Thomas Wizany, SN 11.5.2020, Die Geschlechterfrage

Kontakt zu vermeiden, suchte man hier umgekehrt einen gut leitenden Kontakt zum Beispiel zwischen Steckkontakt und Stecker, um einen ungehemmten Stromfluss zu gewähren, und auf diesem Feld galt die Isolation nun der Abschottung zwischen den beiden elektrischen Polen entlang dieser Leitung, um einen unerwünschten Kurzschluss zu vermeiden. Und mit der energiesparenden Wärme-Isolation hat das Wort in diesem allgemeinen Sinn der Abschottung jüngst nochmals auf einem weiteren, nun auch klimapolitisch aktuellen Feld von sich reden gemacht.

Das sind wahrhaft tolle Sprünge querfeldein, die sich nur schwer nachvollziehen lassen: Welches noch so wache latein- oder italienischkundige Sprachzentrum sollte in einer elektrischen Leitung wohl noch eine lange, lange Insel und in ihrer Isolation noch einen sie längs umschließenden Meeresarm erkennen? Und welcher sprachbewusste Lateiner oder Romanist sollte in seinem klimafreundlich isolierten Haus wohl noch eine Insel in einem energieververschlingenden Meer von Wind und Wetter erblicken? Auch unser Sprachzentrum hat eben seine mehr oder weniger gut leitenden Synapsen, seine leicht spielenden Kontakte und seine abschottenden Isolationen.

Stichwort „Epidemie“

Epidemie, epidemisch: bei diesem Stichwort denken wir über die alljährlich wieder „zugreifende“ Grippe, Aids und Sars und das derzeit schlagzeilenträchtige Coronavirus hinaus an grassierende Menschheitsplagen früherer Jahrhunderte und zumal an die Pest, lateinisch *pestis*, dieses buchstäbliche „Verderben“. Aber schauen wir weiter zurück, in die klassische griechische Zeit, so zeigt das Wort ein unvergleichlich freundlicheres, geradezu gastfreundliches Gesicht; da präsentiert sich die *epidemia* als ein spektakulärer, hoch honorierter Event in der Kultur- und Bildungsszene der griechischen und großgriechischen Welt. Das griechische Substantiv *epidemia* ist zusammen-gesetzt aus der Präposition *epi*, „auf, bei“, und dem Substantiv *demos*, „Volk, Bürgerschaft“. Die erste begegnet in unserem Fremdwortschatz etwa auch im „Epigramm“, ursprünglich einer auf einen Stein gesetzten „Aufschrift“; das zweite ist uns aus „Demokratie“ und „Demagogie“, „Volksherrschaft“ und „Volksverführung“, geläufig. Das zuerst im 5. Jahrhundert v. Chr. belegte Kompositum bezeichnet allgemein einen Aufenthalt „bei einem Volk, bei einer Bürgerschaft“, und das bedeutete damals: in einem Stadtstaat wie Athen oder Syrakus.

Im klassischen Griechisch bezog sich diese *epidemia* vornehmlich auf den Gastaufenthalt einer prominenten Persönlichkeit. Da kehrte, zum Beispiel, der berühmte Sophist Protagoras oder der nicht minder berühmte Rhetor Gorgias bei einem vermögenden Athener ein, da absolvierten diese hohen Gäste zunächst ihre obligaten Werbeauftritte auf der Agora und hielten darauf, nun in geschlossener Gesellschaft, ihre mega-teuren Lehrvorträge. In der Folge bezog sich diese *epidemia* dann auch auf die Visite eines prominenten Politikers oder auf den Staatsbesuch eines römischen Kaisers. Hätte das Wort seine ursprüngliche Bedeutung bewahrt, sprächen wir heute statt von einem Gastspiel von der „Epidemie“ einer gefeierten Primadonna im Zürcher Opernhaus, statt von einer Gastrolle von der „Epidemie“ des Präsidenten Trump am World Economic Forum in Davos.

Nun gibt es willkommene und unwillkommene Gäste, und so konnte diese *epidemia* vereinzelt bald auch den Gastaufenthalt einer von Stadt zu Stadt ziehenden

Krankheit „bei einem Volk“ bezeichnen. In dieser bildhaften Bedeutung erscheint das Wort zuerst in den Hippokratischen Schriften, auch als Titel – *Epidemiai*, „Verbreitete Krankheiten“ – einer Sammlung minutiös aufgezeichneter Kranken-geschichten.



In der Renaissance ist die griechische *epidemia* – nun einzig noch in dieser medizinischen Bedeutung – zunächst ins Lateinische übergewechselt, wozu das Wort kein Iota ändern musste. Eine eingedeutschte „Epidemie“ begegnet erst im 18. Jahrhundert, ein eingedeutschtes „epidemisch“ bereits zwei Jahrhunderte früher bei dem erklärten Latein-verweigerer Paracelsus, der gegenüber der Weltsprache der Wissenschaft einmal freimütig bekennt: „... dass ich mich keiner Rhetorik noch Subtilitäten berühren kann, sondern nach der Zungen meiner Geburt und Landes spreche, der bin ich von Ainsiedeln, des Lands ein Schweizer.“

Auch die „Pandemie“ ist bereits antiken Ursprungs. Da geht das Kopfstück pan-, „all-, ganz-“, voraus; das griechische Adjektiv *pándemos* bezog sich in klassischer Zeit auf einen „für das ganze Volk“ ausgerichteten Sportwettkampf oder sonst einen fröhlichen Anlass. Im 2. Jahrhundert n. Chr. hat der große Galen das Wort im Anschluss an die „Epidemie“ auf die „im ganzen Volk, in der ganzen Stadt“ wütenden Krankheiten übertragen, und mit der Hippokratischen „Epidemie“ ist seither auch die Galenische „Pandemie“ wahrhaft pandemisch in allen Weltsprachen heimisch geworden. Wir könnten sagen: Die grassierende „Epidemie“ samt der „Pandemie“ hat in unserem Fremdwortschatz nun selbst eine gastfreundliche *epidemia*. Aber: Sagten wir da wieder „Fremdwortschatz“? Sollten wir statt „Fremdwort“ hier nicht lieber „Gastwort“ sagen?

Stichwort „Panik“

Die „Pandemie“ und die „Panik“ sind griechische Landsleute, aber nur Zufallsnachbarn im Fremdwörterbuch. Die Wortgeschichte der „Panik“ beginnt weitab jedes „Pan-“ im Sinne von „All-“ mit dem Vorläufer oder eher Vor-Vorläufer aller Marathonläufer. Das heißt: nicht mit dem fiktiven, der 490 v. Chr. die 42 Kilometer von Marathon nach Athen gelaufen und dort mit dem Ruf „Wir haben gesiegt“ tot zusammengebrochen sein soll, sondern mit einem Profi-Expresskurier von Fleisch und Blut namens Pheidippides, der vor der Schlacht mit der Bitte um Beistand die gut 200 km von Athen nach Sparta in zwei Tagen bewältigt hatte und dann – wohl an der hellenistischen Rhetorikschule, im Fach „Lobrede“ – zu dem legendären Siegesboten veredelt worden ist.

Der Zeitzeuge Herodot berichtet, unterwegs habe Pan, der bocksgestaltige Hirtengott, diesen Pheidippides mit seinem Namen angerufen und ihm eine Botschaft an die Athener aufgetragen: Warum sie ihm denn keinerlei Verehrung angedeihen ließen? Er sei ihnen doch wohlgesonnen, sei ihnen doch schon vielfach hilfreich gewesen und werde dies gewiss auch künftig noch sein ... Als dann bei Marathon für die Athener auch ohne die Spartaner alles so überaus gut gelaufen war, vertrauten sie darauf, dass er in dieser Schlacht der persischen Übermacht seinen fortan berüchtigten Schrecken eingejagt habe, und dankten sie ihm für seinen Beistand mit dem Bau eines Heiligtums am Fuß der Akropolis und der Stiftung alljährlicher Opfer und eines Fackellaufs.

Von einem „Panischen Schrecken“ ist bei Herodot so noch nicht die Rede. Als erster spricht etwas später der Militärschriftsteller Aineias in prägnanter Kürze von einem *páneion*, einem „Panischen“; der Schrecken verstand sich da offenbar schon von selbst. Spätere Autoren schreiben anstelle von *páneios* regelmäßig *panikós*; sie sprechen von „Panischem Schrecken, Panischem Lärm, Panischer Verwirrung, Panischer Flucht“ oder wieder einfach von einem *panikón*, einem „Panischen“. In dieser Prägnanz ist das Wort über ein lateinisches *panicus* in der frühen Neuzeit in die neuen Sprachen eingegangen, zunächst als ein *terreur panique*, dann auch als *panique*, „Panik“.

Seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. wissen die griechischen Geschichtsschreiber vielfach von solcher „Panik“ zu

berichten. Pausanias, der griechische Baedeker, schildert den „Schrecken des Pan“, der im frühen 3. Jahrhundert v. Chr. die in Nordgriechenland wütenden Galater befahl: In dem Wahn, griechische Waffen zu

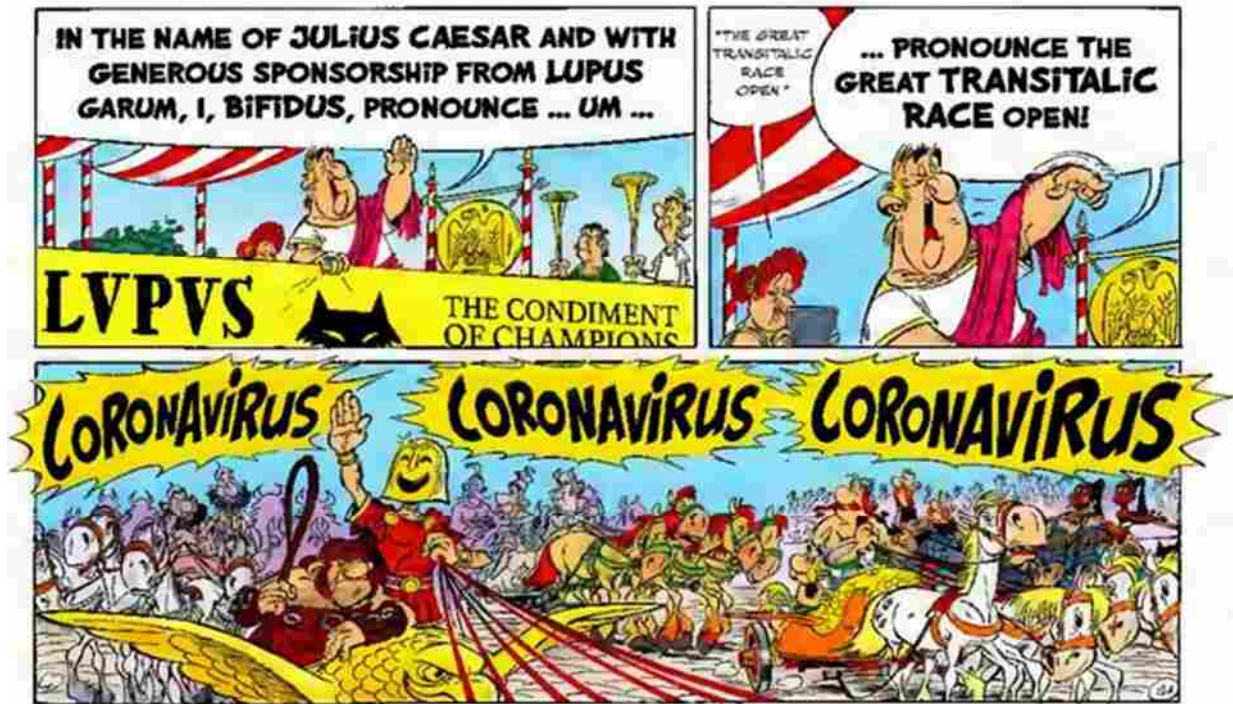


Klaus Stuttmann, Europa und das Elend auf den griechischen Inseln, 8.4.2020

sehen, griechische Laute zu hören, hätten sich die Galater in einem nächtlichen Gemetzel zu Tausenden wechselseitig abgeschlachtet.

Wahrscheinlich hat am ehesten Plutarch mit seiner vielgelesenen Caesar-biographie dazu beigetragen, den „Panischen Schrecken“ auch uns Späteren noch in die Glieder fahren zu lassen: Er berichtet, im Bürgerkrieg zwischen Caesar und Pompeius sei am Morgen der Entscheidungsschlacht bei Pharsalos im Heerlager des Pompeius eine „Panische Verwirrung“ ausgebrochen. Da hatte diese Bocksgestalt mit Bocksgehörn und Bocksfüßen wieder einmal, wie damals bei Marathon, die Weltgeschichte nach seiner Pansflöte tanzen lassen.

Aber wie soll ein arkadischer Hirtengott ganze Heere in Verwirrung stürzen oder einem solchen Schrecken auch nur seinen Namen geben können? Wie verträgt sich der klirrende Waffenlärm von Marathon und Pharsalos mit dem Klang der Pansflöte und friedlichen, ländlichen Hirtenliedern? Das weiß nur dieser Pan allein. Und jetzt, angesichts der globalen Pandemie, nur keine globale Panik! Wer weiß – vielleicht wird dieser rätselhafte Hirtengott sich ja zu guter Letzt auf unsere Seite schlagen und nicht uns eine Panik, sondern den Legionen des Coronavirus auf Nimmerwiedersehen seinen „Panischen“ einjagen?



In einem Asterix-Heft von 2017 tauchte bereits der Corona-Virus auf.



Die SARS- und MERS- Pandemien in den Jahren 2002/03 und 2012/13 inspirierten das Asterix-Team dazu, den Bösewicht CORONAVIRUS zu nennen

Medieninhaber und Herausgeber:
 SODALITAS – Bundesarbeitsgemeinschaft klassischer Philologen
 und Altertumswissenschaftler Österreichs
 DRV 0727393

Österr. Post AG
 Info.mailentgeltbezahlt

Für den Inhalt verantwortlich:
 Mag. Dr. Renate Oswald
 Baumgasse 5, 8045 Graz
renateoswald@aon.at